

Im dreifaltigen Licht

Von AUGUST BRUNNER S.J.

Wohl keine grundlegende Lehre der Kirche spielt im christlichen Leben und im christlichen Bewußtsein der heutigen Zeit eine so bescheidene Rolle wie die Lehre von der Dreipersönlichkeit des einen Gottes. Sie bestimmt die Frömmigkeit nur einiger weniger auserlesener Seelen. Das ist nicht immer so gewesen. In den ersten Jahrhunderten stand die christliche Frömmigkeit viel bewußter im Angesicht von Vater, Sohn und Heiligem Geist; sie lebte in Gemeinschaft mit ihnen, betete im Geist durch den Sohn zum Vater. Heute hingegen könnte es beinahe scheinen, als sei diese Lehre höchstens dazu geoffenbart worden, damit die menschliche Vernunft daran innewerde, wie geheimnisvoll der wahre Gott doch ist. Gewiß wäre auch das schon eine große Aufgabe. Wir sind ja allzu leicht geneigt, uns Gott nach menschlichen Maßen vorzustellen und zu glauben, was menschlich groß ist, sei auch schon an sich groß. Und was könnte geeigneter sein, uns daran zu erinnern, daß die höchsten menschlichen Gedanken über Gott nur ein ferner Schimmer seiner wahren Herrlichkeit sind, als die Wahrheit vom Dreifaltigen Gott?

Aber damit kann der Sinn dieses Geheimnisses nicht erschöpft sein. Spricht es doch vom innersten Wesen Gottes, von dem heiligen und schreckumwürtterten Bereich, in den aus eigener Kraft kein geschaffenes Wesen einzudringen, ja dessen Dasein es nicht einmal zu ahnen vermag. Es spricht von Gott, der für das Geschöpf Ursprung und Endziel bedeutet, der des Menschen Schicksal in seiner allmächtigen Hand hält und von dem sein Heil oder Unheil bestimmt wird. Je nachdem das innerste Wesen der Gottheit beschaffen ist, wird sich aber auch der Mensch anders verhalten müssen. Darum wirkt das Bild, das er sich von Gott macht, und mag es noch so unaußprechlich sein, auf seine Stellung zur Wirklichkeit, zu den Mitmenschen und zur Welt ein. Die Vorstellung vom Absoluten, die jeder Mensch sich auf irgendeine Weise bildet, ist der tiefste Ursprung seines Tuns und Lassens. Das weiß er zwar oft nicht; denn dieser Ursprung liegt tief innen in seinem Sein, da, wo die unmittelbare Reflexion auf sich selbst gar nicht hinreicht. Aber eben weil dieses wortlose Denken aus solch letzten Tiefen emporsteigt, darum bestimmt es den ganzen Umkreis menschlicher Haltungen und menschlichen Tuns. So wirkt auch still und verborgen die Lehre von der Dreifaltigkeit auf unsere Kultur ein, und diese würde ihre ursprüngliche Kraft verlieren, sollte der Glaube an dieses Geheimnis untergehen.

Diese Behauptung klingt zunächst nicht sehr überzeugend; denn die Drei-faltigkeit spielt im Leben der Christen eine so verschwindende, kaum zu bemerkende Rolle, und scheint zum Gegenstand schwer verständlicher Spe-kulationen geworden zu sein, die einem kleinen Kreise von Theologen vor-behalten sind. Aber sein stiller Einfluß ist dennoch grundlegend auch für unsere immer ungläubiger werdende Kultur.

Unsere Kultur steht der Natur in einer Weise gegenüber wie keine andere in der Geschichte der Menschheit. Sie beruht auf der Herrschaft des Men-schen über sie, auf der Überzeugung, daß es dem Menschen gestattet ist, in sie einzugreifen und sie zu seinen Gunsten umzugestalten. Die neueste Ent-wicklung hat diesen Eingriff, man möchte sagen bis ins Innerste der Natur vorgetragen. Auf allen Gebieten glaubt man planend und lenkend die Natur dahin bringen zu können und zu dürfen, wohin sie aus sich allein nie ge-kommen wäre. Auch auf das pflanzliche und tierische Leben erstreckt sich dieser eigenwillige Zugriff des Menschen. Daß diese Stellung zur Natur nicht selbstverständlich ist, sieht man daran, daß frühere Kulturen in einem solchen aus dem Willen zur Macht geborenen Glauben einen frevelhaften, prometheischen Übermut des Menschen gesehen hätten, der die strafenden Blitze des Himmels herausfordern müßte.

In der Tat setzt diese Haltung voraus, daß der Mensch über der Natur steht, daß er einen festen Punkt außerhalb ihrer gefunden hat, von dem aus er sie in Bewegung zu setzen vermag. Dieser archimedische Punkt ist aber nichts anderes als seine Geistperson. Der Materialismus spottet seiner selbst, wenn er sich wissenschaftlich gebärdet und zugleich diese letzte Voraussetzung jeder Wissenschaft leugnet, die Unabhängigkeit des Men-schen als Person von allem naturhaften Geschehen. Er ist wie ein Mensch, der den Ast absägt, auf dem er sitzt.

Nun aber ist sich der Mensch dieses seines metaphysischen Ranges nicht unmittelbar innegeworden, sondern erst dadurch, daß ihm die Erkenntnis zuteil wurde, daß Gott als der allmächtige Schöpfer so über der Welt steht, daß er ihrem Sein und ihrem Geschehen in keiner Weise verhaftet ist, daß er ihrer überhaupt nicht bedarf. Dem Heidentum ist diese reine Weltüber-legenheit der Gottheit nie aufgegangen und konnte es auch gar nicht. Darum blieb der heidnische Mensch im letzten immer der Sklave der Natur; er scheute sich, und mit Recht, tiefer in eine Natur einzugreifen, der er selbst mit seinem ganzen Sein zugehörte. Er empfand selbst die ackerbauende Be-arbeitung des Bodens oder die Erlegung von Jagdtieren als ein der Erde oder dem Herrn der Tiere angetanes Unrecht, das mit Opfern und Be-gehungen wieder gutgemacht werden müßte. Zu der freien und überlege-nen Stellung, die der heutige Mensch der Natur gegenüber einnimmt, fehlte ihm die Freiheit und die Kraft. Es fehlte ihm das Wissen darum, daß das Geschehen in dieser Welt nicht an sich für sein Heil entscheidend ist, son-dern nur die Stellung, die er ihm gegenüber einnahm. Mit diesem Wissen, das das Christentum in voller Klarheit gebracht hat, erschloß sich ihm ein

neuer Bereich, der Bereich des wahrhaft Geistigen, das nicht nur in abstrakter Erkenntnis besteht, das Reich, das jenseits der Natur liegt und von dem aus erst er sich als Herr, als seinsmäßig überlegen, der Natur zuwenden kann. Angerufen in seiner letzten Tiefe erwachte er zum Bewußtsein von der Weltüberlegenheit der bis jetzt versiegelten und gebundenen Geistperson.

Daß aber Gott der Welt unberührbar überlegen ist, daß sein Sein von ihr verschieden ist und unabhängig vom Bestand der Welt in sich selbst ruht, das ging dem Menschen erst auf mit der Erkenntnis der reinen Personhaftigkeit Gottes, der die Welt aus nichts zu schaffen vermochte. Für ein solches personhaftes Sein hatte ihm die eigene Erfahrung keinen Ausgangspunkt und kein Beispiel geboten. Denn das Personsein des Menschen steht so über der Welt, daß es zugleich an sie durch den Leib gebunden ist und ihrer bedarf, um zu sich selbst zu kommen. Darum ist es auch immer in Gefahr, in das Welthafte zu versinken und sich an es zu verlieren. Ja, es muß sich an die Welt verlieren, wenn es keinen überweltlichen Standpunkt findet; denn es besitzt nicht die Seinsmächtigkeit, in sich allein zu stehen und unbedürftig sich selbst zu genügen. Darum konnte der Mensch sich selbst klar und eindeutig als Geistperson erst dann erfahren, als er jenseits der Natur in dem Gott, der allen innerweltlichen Seins unbedürftig ist, diesen Ankergrund seines Seins gefunden hatte. Die absolute Personhaftigkeit Gottes und die Geistperson des Menschen können dem Menschen nur zugleich kund werden. Streng daran gebunden ist auch der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit des Menschen, die etwas wesentlich anderes ist als die Fortdauer der Elemente, aus denen der Mensch besteht, auch über seinen Tod hinaus.

Die Personhaftigkeit Gottes erschien aber solange als unfaßbar, ja widersprüchlich, solange Gott sich nicht selbst über die göttliche Art, personhaft zu sein, ausgesprochen hatte. Vor allem war die Einheit Gottes nicht mit ihr in Einklang zu bringen. Wir wissen, daß zur Person Gemeinschaft gehört. Verlangte dieser Wesenszug nicht eine Mehrzahl göttlicher Wesen? Schreckte man aber mit den Philosophen vor dieser Folgerung zurück, so blieb nichts übrig, als daß die Gottheit, sollte sie nicht einsam für sich bleiben, ohne sich mit der Welt auch nur in Gedanken einzulassen, ihre Ergänzung eben nur in der Welt fand. Die Welt schien zur vollkommenen Entfaltung des göttlichen Seins notwendig und unentbehrlich. Damit wurde sie aber ein Teil der Gottheit, als was sie im Heidentum tatsächlich immer angesehen worden ist. Damit wurde das Göttliche in die Welt und in das Naturhafte hineingezogen und verfiel selbst dem Naturhaften. Die Gottheit war nicht mehr so weltüberlegen, daß der Mensch sich an ihr über die Natur hätte erheben können. Sie teilte im besten Fall sein Schicksal, zwar dem Naturgeschehen irgendwie als Person überlegen und doch mit ihm unlösbar verbunden zu sein. Das Göttliche fiel mit den großen innerweltlichen Mächten zusammen, von denen der Mensch sich so abhängig fühlte, daß er sich nie davon würde befreien können, ja, daß der Gedanke an eine

solche Befreiung schon als ein Frevel erschien, der nur Unheil heraufbeschwören konnte.

Erst als sich Gott als den offenbarte, der er wirklich ist, als geheimnisvoll dreipersönlich, als Vater, Sohn und Geist und doch nur ein Gott, da verschwand diese berghohe Schwierigkeit. Da konnte der Mensch von ferne ahnen, daß ein solcher Gott in sich selig und frei sein kann, daß in der vollkommenen Gemeinschaft der Kreis sich rundet und in der ewigen und selbstlosen Anerkennung jeder Person durch die beiden andern sich in unendlicher Fülle das findet, was der Mensch so heiß und so vergeblich auch für seine Person erstrebt, Vollendung des Selbstseins in der Fülle des Mitseins und innigstes und glühendstes Miteinander aus der Macht des immer schon ganzen Selbstseins. Es wurde ihm ferner gesagt, daß diese gegenseitige Anerkennung nur das Werk selbstloser Liebe sein kann, durch die, menschlich und unzulänglich gesprochen, die hehren Drei in ihrem Sein so innig und vorbehaltlos zusammenkommen, daß sie ein Gott sind, ein Sein, ein Erkennen, ein Wollen. Gott ist die Liebe; mit Staunen vernahm der Mensch diese Offenbarung. Jetzt erst erschloß sich in seinem eigenen Sein eine neue Tiefe, jene Tiefe, die dem Anruf der Welt entrückt ist und die nur die Stimme des wahren Gottes aufweckt, damit der Mensch ihm antworte. Von der Erfahrung dieser neuen Tiefe her begriff er nun auch, daß er bei aller Angewiesenheit auf Welt und Natur doch ihnen nicht zu verfallen brauche. In sich selbst verspürte er jetzt einen geheimnisvollen Bereich neuer Freiheit und Unverletzlichkeit, wo weder Tod noch Leben, weder Not noch Drangsal, weder Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr noch Henkersschwert ihm etwas anhaben kann (Röm 8, 35 ff.).

Aber noch mehr. Nun konnte auch er die Einsamkeit in der Welt ertragen, ohne zusammenzubrechen. Er wußte ja, das ewige Zwiegespräch des vollkommenen gegenseitigen Verständnisses geht weiter, was auch das Weltgeschehen bringen mag; und eines Tages wird auch er daran teilnehmen dürfen. So unverstanden er auf Erden auch bleiben mag, drei ewige Antlitze gibt es, die ein reines Verstehen sind auch für ihn. An ihrem Verstehen kann auch sein eigenes Selbstverständnis aufgehen und sich entfalten wie eine Blume, die sich zu ihrer ganzen Schönheit öffnet. Mag die Welt dreinsehen, wie sie will, ihr Ursprung ist väterlich gütig, reif an ewiger Erfahrung und mildem Verständnis. Und mag sich dem Guten in dieser Welt auch noch so viel Macht in den Weg stellen, es hat das siegende, ewig jugendliche Ungestüm des Sohnes und wird sich durchsetzen. Und wie schwer auch das Gesetz des Stofflichen auf ihm lastet, auch er ist getragen vom Geist, der weht wo er will, der wie der Sturm einherbraust, man weiß nicht, woher er kommt und wohin er geht, der Geist, von dem alle Bilder gerade dieses eine vor allem aussagen, daß er nicht haftet, daß er in der Freiheit der Bewegung wie Wind und Feuer und Wasser seinem eigenen göttlichen Wesen folgt, schwach dem Anschein nach, ja fast ohnmächtig, und doch durchdringend und siegreich wie das Ungreifbare dieser Elemente

des Lebens. Wer mit den Augen dieser göttlichen Drei die Welt zu sehen vermöchte, für den wäre sie nicht mehr unheimlich fremd und erschreckend. Er würde auch seiner Gestimmtheit und seiner vertrauenden Haltung nach zu dem Kinde Gottes, das im Garten seines Vaters wandelt, überall die brüderliche Gegenwart des Erstgeborenen vor aller Schöpfung verspürend, der ihm in allem das belebende Werk des Geistes zeigt. Auf dem heidnischen Menschen aller Zeiten lastet es als Schicksal, daß er glauben muß, die letzte Tiefe der Wirklichkeit sei unpersönlich, ohne Antlitz und ohne den verstehenden Blick der Liebe, ein Ungeheuer, das ihn eines Tages verschlingen muß, weil es selbst nicht anders kann. Darum weint hinter aller lärmenden Freude der Oberfläche die unaufhebbare Trauer der Verlorenheit und der Vergeglichkeit.

Nicht Bedürftigkeit, sondern reine Liebe bindet den dreifaltigen Gott an die Welt; aber sie bindet ihn ohne Abhängigkeit, sie bindet ihn nur, weil er ganz frei aus sich sich binden will. Dies mag uns erschrecken: kann Gott nicht diese freie Bindung nach Willkür wieder aufheben und uns unserm traurigen Schicksal überlassen? Eitle Furcht: diese Liebe bindet enger und unlösbarer als die Abhängigkeit. Ein Gott, der die Welt brauchte, der an ihr sich selbst entwickelte, der müßte ja genau wie der bedrohte Mensch zuerst an sich selbst denken. Er müßte im Menschen zuerst das Mittel der göttlichen Selbstverwirklichung sehen. Wo seine und des Menschen Interessen in Widerstreit gerieten, da müßte der Mensch zurücktreten. Wie grausam ist doch die List der Vernunft, die nach Hegel den Menschen betört und ihn für die Ziele der Gott-Welt-Entwicklung arbeiten läßt, indem sie ihm vorspiegelt, er täte es zu seinem eigenen Vorteil, um ihn dann wie ein verbrauchtes Werkzeug wieder fallen zu lassen! Ein Gott, dem die Welt keinen Zuwachs weder an Sein noch an Bewußtheit noch an Seligkeit zu bieten hat, der ist dazu frei, nur das Beste im Menschen im Auge zu haben; keine Macht sonst vermöchte es, ihn aus diesem Wohlwollen zu verdrängen oder ihn gegen den Menschen voreinzunehmen. Nur auf einen solchen Gott kann der Mensch sich immer und unter allen Umständen und gegen allen Augenschein vollkommen vertrauend verlassen. Nur ein solcher Gott kann die Väterlichkeit, die Brüderlichkeit und das freie Geisteswirken in Person sein; nur der dreifaltige Gott umfängt so liebend eine Welt, die er aus grundloser und unbedürftiger Liebe erschaffen hat, für den selbtsüchtigen Menschen kein geringeres Geheimnis als die Dreifaltigkeit selbst.

Und gerade dies ist unsagbar tröstlich. Der Mensch weiß dumpf, daß nur die vorbehaltlose Hingabe ihn erfüllen und zu sich selbst bringen könnte. Aber zugleich fürchtet er sich vor ihr; denn er meint, daß er sich in ihr als dieser einmalige Mensch verlieren, daß er untergehen muß. Und er verspürt nicht weniger klar, daß dies nicht sein darf, daß sich sein ganzes geistiges Sein gegen einen solchen Selbstverlust, gegen das Zergehen im Nichts sträubt. So wird er von dem Verlangen nach Hingabe und von der Sehnsucht nach Selbstsein hin und her gezerrt und kommt nicht zur Einheit und Geschlos-

senheit des Daseins. In sich zerrissen, bleibt er von sich selbst getrennt. Aber jetzt vernimmt er staunend, daß nur die falsche Hingabe an das Unterpersönliche den Tod des Selbstverlustes bringt und daß nur das falsche Selbstseinwollen der Selbstsucht von der wahren Hingabe bedroht wird. Das wahre, das beseligende Selbstsein hingegen erfüllt sich gerade in der Hingabe der Liebe. Die Personen der Dreifaltigkeit sind so einmalig, und darum so nur sie selbst, so verschieden, daß daran gemessen, die größten Unterschiede zwischen Geschöpfen wie langweilige Wiederholungen wirken müssen. Aber jede Person bejaht das Anderssein der beiden andern, ist mit ihm so tief und innig einverstanden, und sie durchdringen einander in ihrer reinen Geistigkeit so bis zum letzten Winkel ihres Seins, daß hier das verwirklicht ist, was als Ahnung nunmehr auch in jeder menschlichen Liebe ruft und lockt: die Drei sind *ein* Gott. Wie Liebende sehen sie durch die gleichen Augen, haben nur einen Geschmack und nur ein und dasselbe Urteil über alles. Sie sind schon im Sein so unzertrennlich, daß, wo die eine Person ist, durch die gleiche geistige Bewegung auch die andern sind, frei aus jener allerhöchsten Notwendigkeit, die die Liebe ist.

Stammelnd nur kann der Mensch versuchen, dieses göttliche Leben mit seinen so unendlich unzulänglichen Worten preisend zu sagen. Wenn er auch nur ein wenig begriffe, was es bedeutet, daß er aus freier Liebe berufen ist, in diese Gemeinschaft einzutreten, das Wort des Sohnes mitzusprechen, in der Liebe des Geistes zu atmen und sich eingehüllt zu fühlen in die Väterlichkeit, in der auch sein eigener Ursprung ruht, er müßte vor innerer Freude vergehen. Unausdenklich ist es, aus Gnade dazu berufen zu sein, einmal hineingenommen zu werden in die ewige Vertrautheit mit den Drei, in dieses glühende Meer, in diese wogenden Flammen, in den brausenden Sturm dieser Hingabe! Nur geleitet von dem Erstgeborenen vor aller Schöpfung, an seiner Hand, gleichsam uns schützend hinter seiner brüderlichen Menschheit, in der Teilnahme an seinem Leben auf Erden sozusagen eingeübt für das Überschwengliche, das unser wartet, innerlich verwandelt durch den Geist und von ihm gestählt für das Übergeschöpfliche des neuen Lebens, nur so ist es uns gegeben, den heiligen Kreis zu überschreiten, ohne zu vergehen.

Der Gott der Philosophen, der Gott, den wir aus seinem Werk, der Welt, mehr erahnen als erkennen, hat leicht ein erschreckendes und unnahbares Aussehen. Wenn er überhaupt ein Gesicht hat. Und allzu leicht meint der Mensch, daß so ein Gott zu groß ist, als daß er sich um Welt und Menschen bekümmern könnte. Was bleibt ihm dann anderes als die Verzweiflung oder der Rückfall in eine Primitivität, wo das Größte und Schönste an ihm, seine eigene Menschlichkeit, seine Weltüberlegenheit und echte Geistigkeit wieder wie gebannt und versteinert in den Dämmerschlaf versinkt, und der Mensch sich dann als ein bloßes Naturwesen mißversteht, als ein Trauerspiel, das unterbewußte psychische Mächte auf der Bühne seines Bewußtseins aufführen, womit er selbst aber nichts zu tun hat, weil es ja ein Selbst

überhaupt nicht gibt. Verkrampfte Verzweiflung oder läppische Primitivität bieten sich dem heutigen Menschen als Erlösung an. Er beginnt an der Kultur zu leiden, weil er fühlt, daß seine geistige Kraft fast nicht mehr hinreicht, wie ein Atlas die selbstgeschaffene Welt auf die Schultern zu nehmen und vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren. Die Fremdheit der Welt, die in christlichen Jahrhunderten fast verschwunden war, so daß der Mensch sich voller Zuversicht an die Erforschung der Natur wagen konnte, wendet uns langsam wieder ihren versteinernden Anblick zu. Ihr Medusenhaupt steigt wieder herauf, das der in der Welt nicht heimische Mensch einst der Herrscherin der Welt zuschrieb. Alle Väterlichkeit, alle Brüderlichkeit, alle Freiheit des Geistes drohen wieder aus ihr fortzugehen, oder vielmehr, dem Menschen, der den wahren Gott vergessen hat, erblendet das Auge wieder, das ihm eröffnet worden war, und er sieht und verspürt nichts mehr von ihnen. Was hilft aber alle Technik in einer eisig gewordenen Welt? Wozu anders dient sie dann, als dazu, daß die Verzweifelten einander die Güter der Erde neiden, von der sie Heil und Friede süchtig erwarten, und daß sie die Technik dazu benützen, sich gegenseitig um dieser Güter willen zu morden? Doch der Gläubige weiß, daß auch über dem Unglauben des Menschen die reine Vaterschaft Gottes wacht, daß die Brüderlichkeit des Sohnes auch ihn nicht seinem Schicksal überläßt, und daß auch heute der Geist durch unsere Welt weht, wo er will, und das Tote wieder zum Leben erweckt.

So unausdenklich übermenschlich das Geheimnis des Dreifaltigen Gottes auch ist, so ist es doch zugleich das menschlichste aller Gottesbilder. Nicht nur wegen der uralten und ehrwürdigen Namen des Vaters und des Sohnes, sondern weil Gott lebendige Gemeinschaft, ein ewiges Sprechen, Vernehmen und Zustimmen ist in personhafter Reinheit und Fülle. Nicht mehr in Wörtern, die verhallen, sondern das, was das menschliche Gespräch, unwissend warum, von ferne erahnt, wenn es auf seinem Höhepunkt über der Fülle des zu Sagenden, nicht mehr zu Sagenden ins Schweigen übergeht, daß man als der, der man ist, ganz sagend und vernehmend und übereinstimmend sei.

Universität und katholischer Öffentlichkeitsanspruch

Von KARL H. PÄHLER

In merkwürdiger Weise hat sich heute gegenüber dem 19. Jahrhundert das Verhältnis von katholischer Kirche und Öffentlichkeit gewandelt. Der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft, zwischen staatlicher und kirchlicher Hierarchie gehört der Vergangenheit an. In steigendem Maße mußte der Staat im „Zeitalter des Ausgleichs“ auf seine Omnipotenz verzichten gegenüber den wahren Trägern der gesellschaftlichen Entwicklung, gegenüber den aus den sozialen Kämpfen des 19. Jahrhunderts sich herausbildenden großen sozialen Gruppen. So wurde der Kulturmampf ebenso wie